



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sächsische Schlösser und Burgen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

niederzudrücken. Darin besteht ja die große Gefährlichkeit des Ordens, darin und in der Geistesrichtung, die ein gutgläubiger Bischof des siebzehnten Jahrhunderts mit den Worten gekennzeichnet hat: *Jesuitae volunt ecclesiam politicam, non religiosam*. Daß Kraus sein Leben lang dagegen gekämpft hat, sichert ihm eine Bedeutung für die Zukunft und die Sympathie aller, denen an unserer deutschen Kultur und an dem Bestande des mühsam errungenen Deutschen Reiches überhaupt etwas liegt.



Sächsische Schlösser und Burgen



n diesem Frühjahr ist ein illustriertes Werk erschienen: Die interessantesten alten Schlösser, Burgen und Ruinen Sachsens, von Carl von Meisch-Reichenbach (Dresden, Wilhelm Vansch, 1902). Einundsiebzig alte sächsische Schlösser, Burgen und Ruinen auf einen Niedersitz zu bewältigen, ist etwas viel. Es ist auch nicht unsere Absicht, den Freunden landesgeschichtlicher Kleinkunst das Abessen des ganzen Speisezettels auf einmal zur Pflicht zu machen, obwohl wir das Buch von Anfang bis zum Ende in einem Zuge durchgelesen und dann uns beklagt haben, daß es „schon aus war.“ Wenn unsere Teilnahme einem auch als Nachschlagebuch brauchbaren Sammelwerke gegenüber so rege blieb, so mag das zwar wohl in erster Reihe daran gelegen haben, daß es Baulichkeiten, Güter, Familien und Verhältnisse bespricht, die wir zum größten Teil kennen, sowie daran, daß die Geschichte des Kurfürstentums und spätern Königreichs Sachsen nach allen Richtungen hin an menschlich Dramatischem reich ist, aber demunerachtet bleibt es Thatsache, daß die Meischsche Schilderungsweise der Grund unseres nicht ermüdenden Wohlgefallens gewesen ist. Der Verfasser — wir nennen ihn kurzweg Meisch, wie ja bei Schriftstellern der Krug zum Trinken unter Nichtbeachtung vorhandener Henkel und Handhaben jedesmal voll in beide Hände genommen und kurzweg von Schiller und Goethe gesprochen wird — Meisch also ist der wahre Chronist, born, not made, und dazu hat, so wenig sich das vielleicht mancher hochgebildete Schriftsteller träumen läßt, nicht der erste beste das Zeug.

Wenn man als Chronist den Leser nicht ermüden will, muß man vor allen Dingen kein Pedant sein. Das ist Meisch offenbar nicht. Es kommt ihm nicht darauf an, uns bei der Schilderung des einen Schlosses etwas mitzuteilen, was mit dem bei der Beschreibung eines andern gesagten nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, aufs Haar übereinstimmt, und die Abweichung sicht ihn so wenig an, daß er keine Silbe darüber verliert. Auch verschlägt es ihm nichts, an sich nicht unerhörte oder unglaubliche Thatsachen auf zwei einander folgenden Seiten zu wiederholen, wie wir zum Beispiel auf S. 266 erfahren, daß in dem der Familie von Römer gehörenden Schloß Altschönfels bei Zwickau die Burgkapelle über der Einfahrt liegt, und in der Mitte von deren Fußboden eine Öffnung für die Verteidigung der untern Einfahrt angebracht ist, während auf Seite 267 in etwas ausführlicherer und lebendigerer Weise festgestellt wird, daß über dem Burgtore die in gotischem Stil erbaute und verzierte Schlosskirche liegt, in der von dem Prediger des Ritterguts jährlich siebenmal Gottesdienst gehalten wird, und in deren Fußboden eine weite viereckige Öffnung angebracht ist, aus der bei einer etwaigen Erstürmung auf den eindringenden Feind siedendes Pech gegossen werden konnte. Wir

schließen zwar, mehr noch aus der fanatischen Vorstellung vom siedenden Pech als aus der Erwähnung der sieben vom Prediger des Ritterguts jährlich gehaltenen Gottesdienste, daß die zweite der beiden Notizen aus klerikaler Quelle stammt und deshalb mit Respekt behandelt zu werden verdiente, aber ein Hendiadyoin, ein der Chronik eigentümlicher und eigens für sie reservierter rhetorischer Schmuck bleibt eine solche Wiederholung doch.

Man muß ferner als Chronist kühl, vorurteilsfrei, über alle einschlagenden Verhältnisse unterrichtet, wohlwollend, von liebenswürdigem Charakter sein und von der Natur mit dem nötigen Verständnis für Ernst und Spaß bedacht sein. An alledem leidet Meßsch offenbar keinen Mangel, denn sonst würde sich das, was er schreibt, nicht so gut und angenehm lesen. Sich als freier behaglicher Zuschauer wohlzufühlen, ist ein Genuß, den einem nicht jeder Geschichtschreiber gewährt, und auf den man bei Meßsch unbedingt rechnen kann. Wenn man sich von Verfassern von Geschichtswerken und Zeitartikeln, die ein „System“ verfechten, behandeln läßt, so ist das nicht bloß nach manchen Richtungen hin nützlich, sondern auch unter Umständen genussreich, aber der Erschöpfung dessen, der von starker, bisweilen sogar energischer Hand massiert wird, entgeht man dabei nicht. Es giebt Historiker und Essayisten, die einen hernehmen, einem ein Schrohr in die Hand drücken und mit drohender Gebärde und gebieterischem Blick zu sagen scheinen: Hier siehst du durch und glaubst, was du siehst, sonst geht dir's schlecht. Mein Gott, man ist ja solchen Tyrannen gegenüber schwach und hilflos; man vergift ihnen gegenüber für den Augenblick die einzige Lebensregel, die nie trügt, daß man sich zur Vermeidung unberechenbarer Folgen nie und von niemand etwas gefallen lassen soll, man guckt durch das dargebotene Schrohr und nimmt die Sachen bescheidenlich so in sich auf, wie sie der große Mann gruppiert, drapiert, beleuchtet, gefärbt, mit einem Wort nach seinem System zurechtgemacht hat. Aber müde, wie jemand, der sich hat massieren lassen, ist man am Schluß der Vorstellung doch und geneigt — selbstverständlich nur behufs Wiederherstellung des verloren gegangnen Gleichgewichts —, in ein Tingeltangel zu gehn. Oder nein, es ist einem vielmehr zu Mute, als wäre man lange, lange Stunden mit tadellosem Gespann und einem brillanten Postillon in einer zu engen Postkutsche gefahren. Himmel, das Vergnügen, auszustiegen, sich zu recken und zu strecken, seine Beine und Arme wieder gebrauchen und hingehn zu können, wohin man Lust hat. Wir glauben, man nennt das, worunter man während der Fahrt gelitten hat, scholastischen Druck: er wirkt ohne Zweifel erziehend und veredelnd, aber dem Bedürfnisse nach Erholung, das jeder von uns hat, trägt es keine Rechnung.

Meßsch wirkt mit seinen Schlössern, Dynasten und Rittern anregend wie ein schwedisches Büffett vor einer Mahlzeit: allerhand Nettes, Appetitliches, Raviar-, Sardellen- und Sprottenbrötchen, und dabei volle Freiheit, zu nehmen oder stehn zu lassen, was man will. Es ist ordentlich, als wenn er zu einem sagte: Alles zu glauben, lieber Leser, damit mache dir keine Not; du siehst ja doch, manches von dem, was ich erzähle, glaube ich selbst nicht, und dir irgendwelches Prinzip aufzureden, fällt mir erst recht nicht ein. Nur eins wollen wir thun: solange wir zusammen sind, wollen wir jedermann gerecht zu werden suchen, jedermanns Empfindlichkeit schonen und niemand ohne Not schlechte Motive beimessen. Natürlich freundet man sich solchem Führer sofort an und folgt ihm mit Vergnügen: in alte Rittersäle, geräumige Erker, Folterkammern, wo die Blutspuren „erst vor wenig Jahren“ überfalkt worden sind, in Burgverließe, in dunkle unterirdische Gänge. Man besucht mit ihm gläubig die Kaiserzimmer des Einsiedelschen Schlosses Gnanstein, wo dieselbe Hand, die wenig Jahre später den Verzicht auf ein freiwillig aufgegebnes Weltreich unterzeichnen sollte, etwas wie ein Carolus V. J. ins Fensterglas geritzt hat, 1547, vor oder nach der Mittagstafel, kurz vor der entscheidenden Schlacht

bei Mühlberg, die der leichtlebige Sezer Seite 40 in das Jahr 1546, Seite 77 auf 1549 verlegt. Dann erfreut man sich mit Meysz, natürlich immer in kühler Chronistenweise, der waldigen Umgebungen romantisch liegender Burgen, der Krümmungen des sich zu ihren Füßen hinschlängelnden Flusses, des weiten Ausblicks über Berg und Thal aus der „Küstkammer“ oder von der „Rotunde.“ Man studiert mit ihm alte, kaum noch leserliche Inschriften; auf dem Schlosse Scharfenberg bei Meissen, das der Familie von Miltitz gehört und von ihr in Stand gehalten aber nicht bewohnt wird, sprechen sogar die Steine lateinisch, und ein Strebepfeiler am Eingang sagt: Premar, dummodo proxim, während auf der Hauptfront der innern Kemenate zu Ober-Reinsberg, einem der Familie von Schönberg gehörenden Schlosse, der schöne deutsche Doppelspruch zu lesen ist: Der Alten Krone sind die Kindeskinde. Und der Kinder Ehre sind die Väter. Man liest mit ihm alte Schriftstücke und Urkunden, durchstöbert mit ihm im Dresdner Staatsarchiv verstaubte Baurechnungen und Finanzberichte und läßt das von seiner kundigen Hand entrollte Panorama der Geschichte des Landes, seiner zeitweiligen Eroberer, seiner Adelsfamilien, seiner Architekten und sonstigen Künstler mit dem Gefühle an sich vorüberziehen, daß es doch viel und mancherlei zu sehen giebt für den, der ein für die Vergangenheit und deren geschichtliche Wandlungen empfängliches Auge hat, und daß man, so schön es auch in manchen Beziehungen früher gewesen sein mag, doch in aller Stille seinem Gott recht dankbar dafür ist, daß man von jenen Zeiten liest, anstatt sie zu erleben.

In den achtundvierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es Sitte, über den Adel herzugehen, alles, was höfischer Brauch mit sich brachte, zu verspotten, den Bürgerstolz vor Fürstenthronen in Treibhäusern zu pflegen, in der Geschichte nur die Entwicklung des Volks durch das Volk zu sehen und den Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf den Werdegang einer Nation, soweit möglich, als etwas, das nur in der Einbildung voreingenommener Beschauer lebe, darzustellen. Die auf einer Verkennung der Verhältnisse beruhenden Ansprüche des Adels als Klasse, ohne Unterschied von Besitz, Stellung und Würdigkeit mochten wesentlich dazu beigetragen haben, ihn dem Gefühle des Volks zu entfremden, und von beiden Theilen, von den Adlichen sowohl wie von den Nichtadlichen wurde geurteilt und gehandelt, wie Menschen urteilen und handeln, wenn ihnen für eine Zeit der klare Blick in gewisse Verhältnisse abhanden gekommen ist. Das hat sich, ohne daß man von einem plötzlichen Umschwunge reden könnte, im Laufe der Jahre geändert: vielleicht haben die Kriege von 1866 und 1870, während deren dem Adel Gelegenheit geboten wurde, seinem Handwerke, dem der Waffen, im Ernste nachzugehen, hierzu etwas beigetragen, vielleicht hat das Erscheinen des nächst Luther populärsten Deutschen in der äußern Gestalt eines märkischen „Junkers“ gewisse Vorurteile verwischt, vielleicht hat der Umstand, daß dem Volk bald die Anmaßung und die Sitten eines Theils der Geldaristokratie noch unbequemer und widerlicher geworden waren als die des Geburtsadels, sein Gewicht in die Waagschale geworfen. Thatsache ist: man denkt heutzutage über diese Dinge anders als vor fünfzig Jahren. Wer halbwegs vorurteilsfrei ist — und wer bemühte sich nicht wenigstens, es zu sein? —, geht davon aus, daß zur Richtigkeit des Gesamtbildes alles, das Kleinste wie das Größte, das Neueste wie das Veraltetste unentbehrlich ist, und daß man Nebensachen, Außerlichkeiten, Hirngespinnste und sogar Narrheiten einer Zeit nicht außer acht lassen darf, wenn man von ihr ein anschauliches, lebendiges und treues Bild gewinnen will.

Wenn man sich nicht mit Schatten spielen, Passionsvorstellungen oder Wachsfigurenkabinetten begnügen will, so muß man sich, wie uns das Gustav Freytag zu thun gelehrt hat, die Trachten und Speisen, die Sprechweise und die Scherze, die Lebensgewohnheiten, die geselligen Sitten und Unsitten, die

Vorurteile und den Aberglauben einer Generation zu vergegenwärtigen suchen. Da aber für die Zeiten, in denen die dem heutigen Geschlecht „interessanten“ Schlösser und Burgen gebaut, bewohnt und nach Befinden zerstört worden sind, lehnsrechtliche Anschauungen und Einrichtungen vielfach maßgebend waren, so liegt es auf der Hand, daß ein Buch wie das von Meisch viel, für manche Leute vielleicht etwas zuviel, von Dynasten, Herren und Rittern, deren Stammbäumen, Wappen, Familien und Titeln berichten muß; aber das Angenehme bei dem Werke ist, daß man fühlt, wie der Verfasser bei allem Anteil, den er an feudalen Dingen nehmen muß und nimmt, doch in seinen Gefinnungen alles andre als feudal ist. Wenn an einzelnen Stellen die Fülle, Wärme und Durchdrungenheit der ihm von einzelnen Familien und sonst teilnehmenden Altertumsfreunden zur Verfügung gestellten Aufsätze die Gleichmäßigkeit der Stoffbehandlung etwas beeinträchtigt, und man das Gefühl hat, über die Personalien der einen oder der andern alt-sächsischen Familie mehr vorgelesen zu erhalten, als zu einem klaren Bilde von den Schicksalen ihres Schlosses oder ihrer Burg an und für sich notwendig wäre, so liegt die Schuld davon offenbar hauptsächlich an dem lebenswürdigen Naturell des Verfassers, der niemand gern das Wort abschneidet und als echter Chronist dem Leser authentische Berichte höchst ungern vorenthält. Wir sehen auch den besondern Wert seiner Arbeit weniger in den mitgeteilten Adelspersonalien, die ja auch ohnehin in Monographien über einzelne Geschlechter enthalten sind, als in einer Anzahl den Akten des Dresdner Staatsarchivs entnommener und unsers Wissens zum Teil nicht früher veröffentlichter Einzelheiten über landesherrliche Bauten, die das Bild, das wir uns von den kurfürstlich und später königlich sächsischen Hofhaltungen machen, zuverlässig ergänzen.

Die sächsische Geschichte ist bis zu der bekannten im Jahre 1485 erfolgten, 1486 vom Kaiser Friedrich dem Dritten bestätigten Teilung des Landes zwischen dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht genau das Gegenteil von dem, was Meisch bei der Besprechung des Bermisdorfer Jagdschlusses von dem Mügeln Walde rühmt, nämlich daß er zu Parforcejagden sehr geeignet gewesen sei, weil weder Brüche und Sümpfe, noch Terrainunebenheiten die Reiter in ihrem wilden Hestreiben gestört hätten. Denn in der sächsischen Geschichte giebt es vor 1485 ein wildes Durcheinander von Teilungen, Familienzwisten, Besitzveränderungen, Empörungen, Intriguen. Von allerwärts her als Erben oder Prätendenten herbeiströmende Könige, Herzöge, Land-, Mark-, Burg- und gemeine Grafen bedrohen und befehlen einander, und das Wechselnde, Unstete aller Verhältnisse macht jeden „Parforceritt“ über dieses kupperte und sumpfreiche Terrain unmöglich. Man ist vielmehr zu einem überaus vorsichtigen Schrittreiten gezwungen, und da die Erbfälle, durch die in den letzten Regierungsjahren Kaiser Lothars von Sachsen die Güter des gewaltigen Grafen Wiprecht von Groitzsch an die Wettiner kamen, geschichtlich ebenso bekannt sind wie die Ereignisse, im Laufe deren diesen im Jahre 1123 die Mark Meissen als erbliches Lehn und 1423 das Herzogtum Sachsen mit der Kurwürde zu teil wurden, so wollen wir von dieser vor den Jahren 1485 oder 1486 liegenden Periode nur hervorheben, daß für einen Teil der Regierungszeit Heinrichs des Erlauchten (1221 bis 1288), der bekanntlich 1247 durch Erbgang auch in den Besitz von Thüringen gekommen war und sich infolge des ergiebigen erzgebirgischen Silberbergbaus einer für die damalige Zeit großen Wohlhabenheit erfreute, das seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts zur Ruine gewordne Schloß Tharand in den Vordergrund tritt.

Friedrich der Sanftmütige (1428 bis 1464), dessen Regierung schon in eine weit geklärtere Periode fällt, und der doch immer noch vor allem durch erlittene und angethane Gewalt, und zwar durch einen sechsjährigen Krieg mit seinem Bruder Wilhelm, die Einfälle der Hussiten und den an ihm und seinen Söhnen

begangnen „Prinzenraub“ bekannt ist, soll Tharand besonders geliebt und auch während der schlechtesten Zeiten bescheiden gesagt haben: Nehmen sie mir auch das ganze Land, lassen sie mir nur Königstein und Tharand. Wir vermuten, daß ihm ein Chronist nach seinem Tode zu diesem Reim verholfen hat; dagegen ist es Thatsache, daß seines jüngern Sohnes, des Herzogs Albrecht Gemahlin, eine Tochter Georg Podjebrads von Böhmen, nach dem Tode ihres Gemahls (er starb 1500 während der Belagerung von Gröningen in einem Kloster bei Leyden) Tharand zu ihrem Witwensitz machte und da zehn Jahr später, wie sich ein Chronist ausdrückt, „in hüziger Andacht“ starb. Diese böhmische Prinzess Zdenka, die nach ihrer Verheiratung meist als Herzogin Sidonie bezeichnet und je nach den Quellen von einzelnen Schriftstellern und Chronisten auch Zedonia, Zedena, Zedene genannt wird, ist die Stammutter der albertinischen Linie des Wettiner Hauses. Aus allem, was über sie bekannt ist, geht hervor, daß sie sehr gottesfürchtig und kirchlich gesinnt war. Während der Beisetzung ihres Gemahls im Dome zu Meißen, wo auch ihre irdische Hülle ruht, wurde an allen zwölf Altären der Kathedrale zugleich Messe gelesen, und die geistlichen Herren des Domes waren auch bis zu ihrem Tode die einzigen, die bei ihr Zutritt hatten. Meßsch, dem oft kurze, anscheinend kunstlose Sätze so gelingen, daß sie dem Leser in wenig Worten ein anschauliches Bild vor die Augen führen, sagt: „Hier (in Tharand) lebte sie zehn Jahr lang in strengster Abgeschiedenheit, wie es einer bejahrten Witwe zukam, und in steter Ausführung der Christenpflichten nach den Gebräuchen ihrer Kirche.“ Das Meißner Schloß, das den Namen des ersten Albertiners trägt, hat jedoch die Bezeichnung „Albrechtsburg“ nicht schon damals, sondern erst anderthalb Jahrhunderte später (im Jahre 1676) auf den Wunsch des Kurfürsten Johann Georg des Zweiten erhalten.

Wie rasch das nach dem Tode der Herzogin Sidonie nicht mehr bewohnte und nur ausnahmsweise bei Hofjagden belebte Tharander Schloß, dem der Kurfürst August das von ihm in der Nachbarschaft erbaute Jagdschloß Grillenburg vorzog, herabgekommen war, geht aus dem Umstande hervor, daß die kurfürstliche Hofmeisterin von Miltitz, die sich im Jahre 1568 auf Befehl der Kurfürstin Anna nach Tharand begeben hatte, um die Übersiedlung des dortigen Mobiliars nach Grillenburg zu leiten, „aus einigen geringen Bettleins ein einziges“ machte, das ebenfalls nach Grillenburg geschafft wurde.

Überhaupt können bis zu den Zeiten des Kurfürsten August (1553 bis 1586), ja noch bis in die der Christiane und Johann George hinein Fürsten und Hofgesinde mit Schlaf- und Toilettenzimmerluxus nicht verwöhnt gewesen sein. Es scheint vielmehr, als sei man, wie der Araber in der Wüste, unter Mitnahme des Unentbehrlichsten umhergezogen, denn selten wird in den Inventarien landesherrlicher Schlösser ein nach unsern heutigen Begriffen auch nur annähernd ausreichendes Mobiliar erwähnt. In Meißen führt zwar das Inventar von 1538 (also aus dem vorletzten Regierungsjahre Herzog Georgs des Bärtigen) vollständiges Koch-, Back- und Braugerät, 102 Tische, 71 Betten mit dem nötigen Bettzeug und vieles andre mehr auf; aber Meßsch fügt gleich erläuternd hinzu, man wisse aus andern Inventarien, wie geringe Ansprüche diese Zeit an Möbel gemacht habe, denn die in Stein ausgeführten, alle Wände umziehenden Bänke hätten als Sitzgelegenheit, ja als Lager genügt, wenn nur eine hinreichende Anzahl Kissen, Teppiche und dergleichen leicht beweglicher Polster vorhanden gewesen sei.

Herzog Albrechts Nachfolger, Georg der Bärtige, dem, wie es uns vorkommt, die Anhänger der lutherischen Lehre nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, war allerdings ein entschiedener Gegner der ihm bedenklich erscheinenden Neuerungen auf kirchlichem Gebiet; aber gepredigt hat Luther doch vor ihm im Dresdner Schloß sowohl (wir erinnern an die berühmte

„Mönchspredigt“ vom 15. Juli 1517) als in der Pleißenburg zu Leipzig, und die Disputation des großen Reformators mit Dr. Eck in dieser Burg war ebenfalls auf des Herzogs Veranlassung zustande gekommen. Dieser war ein etwas altmodischer und nicht ganz vorurteilsfreier Wiedermann, der sich, wie man aus vielen Einzelheiten sieht, das Regieren sehr angelegen sein ließ. Auch in Meßschens Buch erscheint er in dem Lichte eines sich mit seinem Amte wirklich beschäftigenden Regenten, denn es werden uns da mehrfach Rechtskundige und Beamten namhaft gemacht, die sich seiner besondern Gunst erfreuten. So der herzogliche Rat Rudolf von Bünau, dem Weesenstein bei Birna gehörte, und der dort 1513 — was auch seinem irdischen Herrn gegenüber nichts verderben konnte — eine hohe und schöne Schloßkapelle mit drei Altären gestiftet und reich dotiert hatte. So der herzogliche Rat Dr. jur. utr. Peter von Bernstein, der in Bologna studiert hatte, und dem Schloß Bärenstein bei Lauenstein gehörte. So der „fürstl. sächs.“ Amtmann zu Meißen Christoph von Ziegler, der auf Gauernitz bei Meißen saß. So auch endlich Ernst II. von Schönburg. Er war Herr von Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein als böhmischer Lehen, der Grafschaft Hartenstein als sächsischen Asterlehens und der Grafschaft Geringswalde als Reichslehens, sowie Besitzer von Wehlen, Hohnstein und Lohmen, Geheimer Rat und Minister Herzog Georgs des Bärtigen, und wir müssen einen Augenblick bei ihm verweilen, weil uns Meßsch im Zusammenhang mit ihm — natürlich unwissentlich — eine Enttäuschung bereitet hat.

Auf Seite 33 teilt er uns nämlich mit, daß Ernst II. von Schönburg (ohne Rücksicht auf die ihm ohne Zweifel genau bekannten Gefühle des Herzogs) „1533 zur lutherischen Lehre übergetreten sei, die Gnade seines Fürsten verloren habe und 1534 als Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg gestorben sei.“ Niemand kann etwas dafür, wenn er etwas romantisch angehaucht ist. Wir hatten uns — obwohl, wie wir gern zugeben, Meßsch nicht sagt: „und starb deshalb“ — vorgestellt, daß Ungnade und Ableben als Ursache und Wirkung zusammengehörten, und da der würdige alte Herr nun doch einmal tot war, so hatte uns der Gedanke, daß er sich die Ungnade zu Herzen genommen habe und aus Kummer darüber gestorben sei, in wohlthuender Weise tragisch angeregt. Wir waren tief gerührt gewesen und hatten uns, mit einem pessimistischen Seitenblick auf moderne Zustände, erbittert gefragt, ob wohl so etwas heutigentags noch vorkommen könne? Wenn man Herr von fünf Grafschaften und drei andern Lehen ist, so ist man ein Dynast. Von einem Dynasten aber, den man sich doch mehr oder weniger von dem Wunsche beseelt denkt, daß ihm der vor ihm in der Luft herumwirbelnde Staub, zu dem man auch gehört, von einem fürstlichen oder gräflichen Offizial weggeblasen werden möge, ist es doppelt schön, wenn er sich wegen Ungnade, in die er gefallen ist, zu Tode grämt, und es war uns klar, daß wenn Ernst II., ein so vornehmer und hochgebietender Herr, mit dem sich zu Tode grämen in einem Jahre fertig geworden war, unsern einem die Pflicht obliege, das Gleiche mindestens in der Hälfte der Zeit, sagen wir in sechs Monaten zu Wege zu bringen. Da ist nun aber unser Chronist wieder groß. Was hat er mit dem Tode eines Dynasten und dessen Veranlassung zu thun? Kümmerst mich das Los der Schlachten, mich der Zwist der Könige?

Ohne ein Wort über die Abweichung zu verlieren, die er zu berichten im Begriff ist, meldet er an andrer Stelle, derselbe Dynast, den er dort Ernst den Jüngern von Schönburg nennt, der aber derselbe ist, da die Jahreszahl stimmt, sei durch seine Abneigung gegen die evangelische Lehre bekannt gewesen, habe sich aber zu ihr auf seinem Sterbebette bekehrt. Mit dem zu Tode grämen war es also nichts, wir haben uns ohne Grund aufgeregt, und

es blieb nur die heikle Frage übrig, ob wir Recht oder Unrecht hatten, uns einzubilden, daß an der Fassung: „und starb 1534 als Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg“ etwas sonderbar sei? Es lag nahe, zu glauben, daß die Enttäuschung unsern kritischen Sinn zur Unzeit geschärft habe: wir haben uns deshalb gewissenhaft geprüft und glauben in letzter Instanz doch, daß die Fassung nicht glücklich ist. Wir wissen, daß man als reicher Mann oder als Bettler, als Christ, als Held, als Märtyrer sterben kann. Valentin, Margarethens Bruder, starb als Soldat und brav; aber als Stammvater aller jetzt lebenden Fürsten und Grafen von Schönburg zu sterben, hat doch etwas Gezwungnes. Stirbt man als etwas, was man im Augenblick des Todes nur potentialiter ist und erst nach 368 Jahren faktisch wird? Wenn Meßsch gesagt hätte: er starb, aber er lebt fort als Stammvater, so hätten wir uns das mit Freuden gefallen lassen.

Hat ein Chronist, hat unser Chronist Zeit zu Spitzfindigkeiten, die den müßigen Sophisten verraten? Man sieht ja auch sonst, wenn man nur einen Funken von gutem Willen und im Kopfe keine romantischen Raupen hat, wie es mit der Ungnade und der „Bekehrung“ gewesen ist. Beide, Herzog und Graf, waren von hartem Metall. Sie waren in einem Punkt aufeinandergeprallt, wo Herzog Georg keinen Spaß verstand. Der Graf hatte sich auf seine Güter zurückgezogen, ohne daß man schon im Jahre 1533 viel von dem Grunde seines Rücktritts erfahren hätte; erst 1534, als an seinem Sterbett kein katholischer, sondern ein lutherischer Geistlicher gestanden hatte, war den Leuten die Thatsache seines vielleicht schon vor Jahresfrist bewirkten Übertritts recht klar geworden.

Übrigens war Graf Ernst — und das beweist, daß es mit dem Bruche zwischen dem Herzog und ihm nicht so gar schlimm war — auch als Pfandgläubiger Georgs des Bärtigen gestorben, der ihm das jetzt der Familie von Arnim gehörige Schloß Kriebstein (an der Rhschopau bei Rochlitz) für 20 000 Gulden verpfändet hatte. Der Herzog löste Kriebstein erst drei Jahre nach dem Tode des Grafen Ernst wieder ein und gab es der Witve seines am 17. Januar 1537 verstorbenen Sohnes Johann, der Herzogin Elisabeth, gebornen Prinzessin von Hessen, nebst Rochlitz (Amt und Schloß) zum Leihgedinge. Auch sie war mit dem Herzog Georg in demselben Jahre wie Graf Ernst von Schönburg (1533) in Meinungsverschiedenheit über religiöse Dinge geraten; sie verließ im Frühjahr 1547, da sie sich der Sache Johann Friedrichs des Großmütigen angeschlossen hatte, die albertinischen Lande und starb 1555 in Schmalkalden.

In die letzten Regierungsjahre Georgs des Bärtigen, während deren er durch den Tod seiner beiden Söhne und seiner Gemahlin mehr und mehr vereinsamte, (in die Jahre 1534 bis 1537) fällt die Erbauung des Georgenschlosses, eines in der allerjüngsten Zeit neu aufgebauten Teils der Dresdner Residenz. Dessen bekannter, oft beschriebener Fassadenschmuck war ein aus siebenundzwanzig Figuren bestehender, in Stein gehauener Totentanz. Kunstgeschichtlich merkwürdig, wurde er zu einer Zeit, wo man für dergleichen Kaiser und Papst, Fürsten und Herren in der gemeinsamen fragilitas humana darstellende Tänze an maßgebender Stelle wenig Vorliebe hatte, auf einen der protestantischen Kirchhöfe Dresdens verwiesen. Vielleicht hätte man noch besser gethan, das Kunstwerk lieber gleich in einem Altertumsmuseum unterzubringen, da es doch nun einmal eine traurige Thatsache ist, daß nur Bronze, Glasurornamente und Terrakotta der Rauheit unsers Klimas Stand zu halten vermögen.

Mit Herzog Morizens Regierungsantritt — sein Vater, Heinrich der Fromme, der 1539 seinem Bruder Georg gefolgt war, hatte nur zwei Jahr regiert — gelangen wir zu einem der beiden Zeitabschnitte, während deren am

kurfürstlich sächsischen Hofe erstaunlich viel gebaut wurde. Bei sonst ziemlich verschiedner Begabung, bald für Staatskunst oder Strategie, bald für Künste oder Wissenschaften, bald für Repräsentation oder idyllischen Naturgenuß, bald für Ökonomie oder Geodäsie, bald für Festregie oder Handwerk haben so ziemlich alle Albertiner an zweierlei Vergnügen gefunden: an der Jagd und am Bauen.

In den fünfzig Jahren von 1541 bis 1591, die die Regierungszeiten der Kurfürsten Moriz, August und Christians des Ersten umfassen, sind von den Albertinern, obwohl ihnen schönliegende und zum Teil sehr ansehnliche Schlösser wie Dresden, Meissen, Freiberg, Tharand, Rochlitz, Golditz, Grimma, Rössen, Wolfenstein usw. zur Verfügung standen, zwei große Wohnschlösser, Augustsburg und Annaburg, und zwei Jagdschlösser, Grillenburg und Moritzburg gebaut, dazu noch Kriebstein und Dorf Wernsdorf mit Jagd- und Fischereirecht erkaufte worden. Außerdem führte Kurfürst Moriz von 1547 an einen großen Teil des Dresdner Schlosses, den westlichen, neu auf, und Kurfürst August ließ kostspielige und umfängliche Neubauten und Reparaturen vornehmen: 1550 und 51 in Wolfenstein, 1554 bis 57 in Rössen, 1566 in Golditz, 1571 in Dippoldiswalde, 1572 in Freiberg, zu wiederholten malen am Dresdner Schlosse, und unter Christian dem Ersten entstand der seinerzeit sehr prächtige und vielbewunderte östliche Teil der Residenz, wo die Stechbahn, der Stallhof und das Kanzleigebäude lagen.

Obwohl das, was uns Meisch über den Gang der Bauten, die Schwierigkeiten der Materialbeschaffung, die Namen der Architekten und Bauführer, die zu Rate gezogen oder sonst beteiligt gewesenem Bildhauer und Maler, die künstlerische Ausschmückung der Fassaden und innern Räume mitteilt, sehr lesenswert ist, so können wir darauf doch hier nicht im ganzen eingehen, weil sich dergleichen Miscellaneen der Natur der Sache nach nicht zusammenfassen oder durch allgemeine Bemerkungen wiedergeben lassen; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, aus dem Mosaik einige Stücke herauszubereiten und sie dem Leser vorzulegen, damit er sich selbst über das von dem Verfasser Gebotne und über dessen Schreibweise ein Urteil bilden kann.

Viel Bereitwilligkeit, große Ausdauer und vielseitige Begabung scheint Kurfürst August von dem jüngern Lukas Kranach erwartet zu haben, denn auf Seite 68 heißt es: Im Sommer 1583 ist Lukas Kranach d. J. in Golditz, um ein vom Kurfürst erlegtes großes Wildschwein „sechsmal abzumalen.“ Später werden noch sieben Bilder davon bestellt. Zugleich aber bestellt der Kurfürst bei ihm eine Altartafel in Herzform, wobei er „an der Tischlerarbeit und sonst nichts abbrehen (mangeln lassen) solle.“ Endlich erhält der Maler Auftrag, die Kontersee etlicher Fürsten zu malen.

Über das herzförmige Altarbild, dessen einer Flügel in der Dresdner Galerie sein soll, und über die Fürstenporträts wollen wir nichts sagen; dagegen haben uns die dreizehn „Kontersee“ des erlegten Wildschweins ein Erlebnis in die Erinnerung zurückgerufen, das uns seinerzeit recht klar gemacht hat, daß es wirklich manche Dinge unter der Sonne giebt, die man sich nicht träumen läßt, und die man selbst erfahren haben muß, wenn man sie glauben soll.

Das Eßzimmer eines wohlhabenden Farmers im nördlichen England, in dessen Haus wir zehn Monate als Pensionär gelebt haben, war mit ein und einem Viertelduzend Bildern von gleicher Größe und in gleichem Goldrahmen geschmückt, die sämtlich preisgekrönte Mastschweine darstellten. Der sächsische Philister, der gesagt haben soll: Was is e Bild? E Bild is e Misch. Malen se mir en Löwen, ich ferchte mich nich! hatte, wenn wir an die den Appetit der Hausbewohner in keiner Weise beeinträchtigende Anwesenheit von fünfzehn Mastschweinporträts in ihrem Speisezimmer denken, so unrecht nicht. Was Goethe Mahomet über edlere, obwohl nach orientalischem Geschmack eben-

falls wohlleibige Wesen in den Mund legt, daß schon ihr Anblick „ganz und gar“ sättige, hätte niemand von den fünfzehn Schweineporträts behaupten können, denn ihr Anblick hinderte den unglaublichsten Konsum von Speck und Schinken in keiner Weise. Der Farmer war als Schweinemäster einer der ersten in seiner Branche; die von ihm eingeheimsten Preise waren nicht unbedeutend, und er war durch seine Berufsgenossen zu der Anschauung gekommen, daß die Kosten für die Herstellung der von dem Preisvieh aufgenommenen Porträts zu den unvermeidlichen Ausgaben gehörten, die das Ausstellen mit sich bringe. Ein Spezialist, dessen Bekanntschaft er auf einer der ersten von ihm besichtigten Viehausstellungen gemacht hatte, „malte“ ihm seine Sieger und Siegerinnen „ab.“

Sie hatten alle denselben gesättigten, schwermütigen Blick, denselben auf Magenüberfüllung deutenden, blasierten Gesichtsausdruck und, bei phänomenalem Embonpoint, denselben an gedeihliche blondhaarige Säulinge erinnernden rosa Teint allover. Wie man das ja auch bei den Münzen der verschiedenen Länder findet, sahen die einen nach rechts, die andern nach links, ohne daß sich für den nicht Eingeweihten die *Mer de graisse*, über die der Blick schweifte, von einem Haufen mit Erdbeersaft gefärbter Schlagfahne sehr unterschieden hätte. Posen kann ein Mastschwein, auch wenn es sich vor der Staffelei weiß, wegen seiner Überbeieibtheit nicht annehmen; auch bezüglich der „Zuthaten“ ist dem Künstler kein weites Feld gelassen. Sie standen deshalb alle fünfzehn in würdig anmutiger Paradehaltung da, und wir hätten Bianka, die Siegerin von Leicester, nicht von Onesimus, dem Sieger von York, unterscheiden können.

Der Farmer, der nicht begreifen konnte, daß uns die Fähigkeit abging, die unterscheidenden Züge des Individuums zu erkennen, hatte deshalb von unsrer natürlichen Anlage zum Landwirt — leider Gottes mit Recht — keine hohe Meinung. Wir gestehn, wir glaubten, die Fähigkeit, die fünfzehn abgemalten Preistiere zu unterscheiden, gehe auch ihm ab, müsse überhaupt der Natur der Sache nach jedem abgehn, und er sei in einer Illusion befangen, wenn er Bianka noch täuschend ähnlicher finde als Onesimus.

Die Bilder hingen in der chronologischen Ordnung der davon getragenen Siege, und wir hatten einen unbewachten Augenblick benutzt, um Bianka, die als Nummer sieben hing, mit Onesimus auf Platz acht zu vertauschen. Schon am nächsten Tage beim Diner wurde uns zu unsrer Beschämung klar, wie kleingläubig wir gewesen waren, denn der Farmer, der den beiden Bildern gegenüber saß, fragte sehr bald seine Frau, wie es doch mit den beiden Ausstellungen in Leicester und York gewesen sei, und ob die in York nicht 1869 ein Jahr nach der in Leicester stattgefunden habe? Freilich, Mrs. W. wußte genau, was ihr ihr Mann in beiden Fällen mitgebracht hatte: Leicester war in der That, wie er ganz richtig gesagt hatte, ein Jahr vor York Ausstellungsort gewesen. Sonderbar, sagte Mr. W., da haben wir nun schon die ganze Zeit Bianka und Onesimus in verkehrter Ordnung hängen gehabt.

Sonstige Merkmale waren unsers Wissens an den Bildern nicht: als „Milieu“ immer derselbe Koben, und zur Unterbrechung der sich in korrektester Perspektive schneidenden Steinfugen immer dieselben blaßgelben jungfräulichen Strohhalme. Es konnte also in der That nicht anders sein: der Künstler, der natürlich nur Preistiere malte, hatte ein so feines Auge für die Individualität, daß er sie in einer Weise wiedergeben konnte, die aus seinen Kunstwerken wirklich ähnliche Ahnen- und Familienporträts machte. Der Kurfürst August aber, dem, außer ab und zu auf dem Gebiete der Politik oder der Theologie, so leicht niemand ein X für ein U machte, mochte wohl wissen, was für ein Unikum, sei es an Zähnen, sei es an Borsten, sei es an sonstiger Schönheit er erlegt hatte; er wollte seinen Freunden nicht das Bild einer beliebigen Wildsau, sondern der von ihm zur Strecke gebrachten verehren, und dafür war auch ein Lukas Kranach nicht zu gut.

Pantraz Zeller, Drechsler von Regensburg, später Bürger in Eger, wird 1583 für Golditz, wohin er mit dem Drehzeug übersiedeln soll, angestellt, um „den Saal mit Leuchtern und andern zu zieren und daran sein Meisterstück zu beweisen.“ Im Jahre 1591 sind die Leuchter fertig: er erhält dafür 160 Gulden 10 Groschen 6 Pfennige. Am 1. Dezember 1593 bekommt er mit einem Geschenk von 20 Gulden seinen Abschied. Ein Inventar des Golditzer Schlosses von 1694 erwähnt: „Zweene künstliche Leuchter von Drechsler Arbeit so etwas zerbrochen, daran Acht große Messingene Leuchter mit Zweiunddreißig Thyllen groß und klein. Nota: Der eine Leuchter ist auf Sr. Churf. Durchl. Herz. Friedr. August mündl. Befehl anno 1694 bei damaligen Hiersein heruntergenommen und in der Edel Knaben Kammer Stückweise gesetzt worden.“

Der Leser wird, denken wir, mit uns der Ansicht sein, daß nach dem, was man von Pagenstreichen gehört hat, der Edel Knaben Kammer der letzte Ort gewesen wäre, wo man beschädigte Drechslerarbeit, deren Herstellung acht Jahre in Anspruch genommen hat, in Sicherheit bringen zu können geglaubt hätte. Hoffentlich war in der Kammer ein Schrank, zu dem die Edel Knaben den Schlüssel nicht hatten, auch mußte ja die Kurfürstliche Durchlaucht, die niemand anders war, als der schon damals infolge seiner Reisen sehr erfahrene August der Starke, offenbar wissen, was sie that.

Der Oberhauptmann des meißnischen Kreises, Ernst von Miltitz, der am 23. Februar 1549 dem abwesenden Kurfürsten Moritz über die Pläne zur Erweiterung des Dresdner Schlosses (westlichen Teils) berichtet und den Bauherren auf einen Mehraufwand vorzubereiten hat, ohne ihn jedoch abschrecken zu wollen, schreibt: „meher wyrdet es kostenn, dann sonnst, aber nicht sso gar viel,“ eine gewinnende und doch vorsichtige Wendung, die wir allen Ratgebern empfehlen, die in ähnlicher Lage wie der Oberhauptmann sind. Die Zustände der Gebäude in der Umgebung des 1555 und 1556 fertig gewordenen neuen Dresdner Schlosses schildert Meßsch als sehr unscheinbar: Die Klosterkirche, sagt er, die jetzige Sophienkirche, diente nach der Vertreibung der Mönche als Kurfürstliches Zeughaus; sie war von einem Hof umgeben, in dessen Schwibbögen und Baulichkeiten sich statt der bettelnden Mönche reisige Knechte umhertrieben. In den Jahren 1558 und 1559 ließ Kurfürst August, der im Einverständnisse mit seiner Gemahlin in bürgerlicher Weise für die rein praktischen Bedürfnisse des Hofhaushalts sorgte, ein Waschhaus einwölben und einpflastern, „darinnen man das Fleisch auswaschen und ins Salz hauen sollte.“

An der Fassade des Kanzleihauses zu Dresden, des Sitzes der Regierungsbehörde, lautete eine der von den Gebrüdern Thola in Sgraffito angebrachten Inschriften: *homo est, cui deest pecunia, sed homo non est, cui deest bona intelligentia*. Wenn Meßsch an einer andern Stelle in einem Sage, den wir nicht als einen Ausfluß seiner eignen Lebensanschauung, sondern für ein aufgenommenes fremdes Mosaikstück ansehen, von einer Familie spricht, die sehr begütert gewesen und deshalb zu allerhand Ämtern herangezogen worden sei, so muß man im Interesse des Staats hoffen, daß der vermögenden Familie nicht bloß *pecunia*, sondern auch *bona intelligentia* beschert war. Christians des Ersten (1586 bis 1591) Leibtauskünstler war Paul Buchner, ein aus Nürnberg stammender Tischler und Schraubenmacher. Er fertigte dem Kurfürsten unter andern auch einen Ring um das Haupt, an welchem dieser die Brille aufhängen konnte, damit sie ihm nicht mehr die Nase quetschte.

Wo uns von der ersten Anlage des Jagdschlusses Moritzburg durch Herzog Moritz erzählt wird — in seiner heutigen Gestalt ist es jedoch erst unter Friedrich August dem Zweiten von Sachsen und Polen entstanden —, heißt es sehr hübsch: „Man hatte für die Neuanlage einen überaus malerischen Punkt gewählt. Der Moselbruch, später Schloßteich genannt, einer der größten unter den zahlreichen Seen des Forstes, war vom Kapellenteich nur durch eine schmale Landzunge getrennt. Diese führte auf eine Art Halbinsel, deren

felfiger Boden ſich nicht unbedeutend über dem Waſſerſpiegel erhob. Bis an die Ufer heran drängte ſich der dichte Wald. Dorthin baute man das neue Schloß zwiſchen die ſtillen Teiche und die leiſe rauschenden Buchen in ſchweigende Abgeſchloſſenheit.“ Das geſchah im Jahre 1541, und die Bauart des Schloſſes iſt für die Unſicherheit der damaligen Verhältniſſe überaus bezeichnend. Vier ſtarkummauerte dreistöckige, nur nach innen offene Galeriegebäude, von ebenſoviel Türmen geſtützt und baſtionartig flankiert, umſchloſſen einen zur militäriſchen Verteidigung eingerichteten Hof, in deſſen Mitte, wie eine Citadelle, das Schloß ſtand. Auch die an deſſen Wendelſtein üblichermaßen angebrachte ſteinerne Begrüßungſtafel hatte etwas Herbes, Troziges:

Ich, eines Fürſten Jagdhaus,
Wer mich veracht, der bleibe drauß.
Ob nicht Jedem gefallen thu,
Laß mich allein, behalt ſein Ruh.

Den Bau des Auguſtusburger Schloſſes ſetzte der Kurfürſt Auguſt 1568 unter Leitung des Bürgermeiſters Hieronymus Lotter ins Werk, eines damals ſchon bejahrten, aber ſehr ſachverſtändigen Beraters, deſſen Entwürfen und Bauführung die Stadt Leipzig ihr biſheriges Rathaus verdankt. Das von dem Kurfürſten Auguſt gleichfalls gebaute Schloß Annaburg, das er für ſeine Gemahlin, Anna von Dänemark, als Leibgedinge beſtimmt hatte — ſie ſtarb jedoch noch ein Jahr vor ihm —, fällt nicht in den Bereich von Meißens Buch, da es zu den an das Königreich Preußen gekommenen ſächſiſchen Landesteilen gehört: es trifft ſich jedoch für unſre Leſer wie für uns günſtig, daß der nicht bloß überaus quellenkundige, ſondern ſich als Meiſter in der Schilderung landschaftlicher und gemüthlicher Stimmungen bewährende Profeſſor Schmidt in ſeinen „Kurfächſiſchen Streifzügen“ (Nr. 8 des heurigen Grenzbotenjahrgangs) die wegen ihrer Waſſeranlagen, ihrer Baumschulen und ihres fürſtlichen Aquavits ſeinerzeit berühmte „Gründung“ des populären Regenten- oder vielmehr Landeſelternpaares eingehend beſprochen hat.

(Schluß folgt)



Niels Glambäſ

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndſted

Zweiter Teil

12



er See Falkenjaſ — ſonſt hieß er der Rörholmer Teich — lag eine Viertelmeile von Rößten entfernt. An der Fährre konnte man Boote mieten, dorthin wanderte (oder „hummelte“) die junge Geſellſchaft an dieſem Tage.

Der Weg führte zuerſt durch einen Laubwald; es ging mitten durch in aufgelöſter Ordnung, man kümmerte ſich weder um Weg noch Steg. Eins kam durch ein Himbeergebüſch, und gleich hieß es: Ach, da wimmelt es! da wimmelt es! Und ſie ſind ſchon ſo reif! — Es zeigte ſich natürlich, daß nur wenig Beeren da waren, und alle unreif. Von da an nannten ſie jede Art Enttäuſchung und Verkehrtheit „wimmeln.“

Dann kamen ſie durch eine Tannenwaldung; da bombardierten ſie einander